

Igot rhythm. I got music«. Dieser Gershwin-Song war die Erkenntnungsmelodie der Ghetto Swingers in Theresienstadt. Coco Schumann war einer von ihnen. Außer ihm überlebten nur zwei Mitglieder dieser Big Band. Doch Schumann begreift sich als ein Musiker, der auch im KZ gesessen hat, nicht als ein KZler, der Musik macht. Im Berliner Theater am Kurfürstendamm wird jetzt sein Leben auf die Bühne gebracht – in einer Produktion der Hamburger Kammerspiele unter der Regie von Gil Mehmert. Die Revue »Der Ghetto Swinger« folgt seiner 1997 erschienenen Autobiographie.

Coco, eigentlich Heinz Jakob, Schumann, wurde 1924 in Berlin geboren. Schon als Kind begeisterte er sich für Musik, trommelte mit bei seinem Onkel Arthur, der Friseur war und in einer »Zigeunerkapelle« Schlagzeug spielte. Als Jugendlicher streifte er durch die Stadt, entdeckte den Swing und die Clubs nahe des hell erleuchteten Kurfürstendamms: Melody-Bar, Café am Steinplatz, Grosschenkeller. Im Delphi-Palast hörte er Teddy Stauffer und seine Original-Teddies, in der Hasenschaukel durfte er das erste Mal mitmachen, am Schlagzeug. Das war ihm dreifach verboten: Er war zu jung, er war für die Nazis ein »Halbjude«, er spielte Swing, eine Musik, die offiziell nicht mehr erlaubt war. Trotzdem spielte er als Gitarrist mit Helmut Zacharias, Bully Buhlan, Werner Müller, Botho Lucas Swing und Jazz. Die Namen dieser Künstler galten in der späteren Bundesrepublik als Inbegriff der Spiessigkeit – welch ein Irrtum! Die Musiker konnten bei Razzien jederzeit das Genre wechseln, so ging es vom »Tiger Rag« zu »Rosamunde«.

Bis 1943 gelang es Coco mit Frechheit, Naivität und Glück, der Deportation durch die Nazis zu entgehen. Sie hatten ihn von der Schule geworfen und zum Arbeitsdienst als Klempnergehilfe gezwungen, doch nachts fühlte er sich »mehr und mehr als neuer Mensch«. Davon handelt der erste Teil der Revue. 1943 wurde Coco in die Sammelstelle in der Großen Hamburger Straße eingestellt. Er sollte nach Auschwitz, sein Vater als vormaliger Frontkämpfer im Ersten Weltkrieg erwirkte, dass er nach Theresienstadt kam, das die Nazis für die Weltöffentlichkeit als eine Art Vorzeigeghetto inszenierten. Dort spielte er als Mitglied der Ghetto Swingers um sein Leben, dokumentiert in dem zynischen Nazipropagandafilm »Theresienstadt – ein Dokumentarfilm aus dem jüdischen Siedlungsgebiet«, den der

»I got musick«

»Der Ghetto Swinger«: In Berlin wird die Lebensgeschichte der Jazzlegende Coco Schumann auf die Bühne gebracht.

Von Sabine Lueken

Schauspieler Kurt Gerron dort drehen musste. Nach Abschluss der Dreharbeiten kamen alle Künstler nach Auschwitz-Birkenau. Coco hatte erneut Glück, er traf Musikerkumpels und wurde wieder Mitglied einer »Kapelle«. Sie spielten zur Belustigung der Lagerältesten, der Nazischeren und mussten auch am Tor des Vernichtungslagers spielen, wenn Kinder an ihnen vorbei in die Gaskammern gingen. »Die Kinder (...) schauten mir direkt in die Augen, ich schaute nicht weg. Sie wussten genau, wohin sie gingen«, heißt es im Buch. Das Lied, das sie spielten, war »La Paloma«.

Der zweite Teil der Berliner Revue ist besser als der erste. Es gibt eine sehr gute Szene, in der das reduzierte Bühnenbild, ein hölzernes Gestell, zum Eisenbahnwaggon wird, aus dem Coco »auf Transport« von Theresienstadt nach Sachsenhausen bemerkt, dass er an

seinem alten Wohnhaus in der Berliner Kronprinzessinnenstraße vorüberfährt. Den »Judenstern«, der an passenden Stellen gelbrosa aufleuchtet, damit auch dem Dämmsten ein Licht aufgeht, hätte man sich sparen können. Die Revue endet mit Cocos Rückkehr aus dem KZ in eine der Bars, wo er sich wortlos zu den alten Musikerkumpels gesellt und weiter spielt, als wäre nichts geschehen.

Im Mittelpunkt des Stücks steht die Musik, Songs von Claire Waldoff über Friedrich Hollaender bis zu Cole Porter, Django Reinhardt und Duke Ellington verbunden mit Spielszenen und Helen Schneider als Erzählerin. Ihre Gestik changiert zwischen japanischem Kabukitheater und Nosferatu, was sehr gut und dem Gegenstand angemessen ist. In den Tiefen hat sie eine tolle Stimme und wechselt in Sekunden zwischen weiteren Rollen als Mutter, Großmutter,

Prostituierte, Geliebte und Schutzengel. Konstantin Moreth hat kolossale Ähnlichkeit mit Coco Schumann, den 12jährigen nimmt man ihm allerdings nicht ab. Schumann hatte sicher noch eine andere als diese naive und tolpschige Seite, beispielsweise war er Mitglied im jüdischen Sportclub »Bar Kochba« und prügelte sich erfolgreich mit Hitlerjungen. Das bleibt hier ausgespart.

Das Stück endet 1945 und lässt damit die eigentliche Musikerkarriere Schumanns weg, reduziert ihn auf das, was er nie sein wollte: Opfer und KZ-Überlebender. Seine Reflexionen zum Geschehen 40 Jahre später fehlen. So bleibt alles etwas oberflächlich, flach und konventionell.

Am Abend der Premiere im April zeigte Claus Peymann, was richtiges Theater ist, bei einer kleinen Feier im Hof des Berliner Ensemble. Zu Ehren von William Shakespeare wurde eine Szene aus »Sir Thomas More« vorgetragen, die zum Thema Flüchtlinge sehr aktuell wirkte. Dazu sangen Traute Hoess, Sabin Tambrea und Georgios Tsivanglou in einer kleinen Bretterbude draußen bei eisiger Aprilkälte Lieder von Rufus Wainwright aus der Inszenierung »Shakespeares Sonette« sangen. Das war große Kunst wie die von Coco Schumann.

■ Theater am Kurfürstendamm, Berlin, bis 29. Mai täglich



Musik und Spiel und Aussparung: Helen Schneider und Konstantin Moreth

Kant, Reinecke, Teluren ■ Jubel der Woche. Von Jegor Jublimov

Ich glaube, es ist hilfreich, wenn man die Sachen beim Namen nennt, die den Jugendlichen so passieren.« So bescheiden formulierte Uwe Kant einmal, was ihn antrieb, seine Kinder- und Jugendbücher zu schreiben. Sie erreichten hohe Auflagen – übrigens in beiden einstigen deutschen Staaten. Kant, der heute seinen 80. Geburtstag feiern kann, sagte von sich, dass es ein großes Glück für jemanden sei, gerne zu schreiben und dann auch noch Schriftsteller sein zu dürfen: »Jetzt weißt du eine schöne Geschichte, und die musst du nun auch aufschreiben, es gibt Leute, denen du damit etwas sagen und ein Lesevergnügen bereiten kannst.«

Wie sein zehn Jahre älterer Bruder Hermann wurde Uwe Kant in Hamburg geboren und wuchs bei Parchim in der Gegend auf, in der er heute wieder lebt. Ein paar Jahre arbeitete er nach seinem Studium als Lehrer in Lübbena, ging dann als Redakteur

nach Berlin, nachdem er mit Erzählungen in der FDJ-Zeitschrift *Forum* Erfolg hatte. Gleich sein erster Roman »Das Klassenfest« war 1969 in aller Munde und wurde schon 1971 von Rainer Simon für die DEFA unter dem Titel »Männer ohne Bart« verfilmt. Auch wenn dem Werk im Filmverband eine »besondere Nähe zur SPD-Ideologie« vorgeworfen wurde, konnte Kant seine Arbeit für die DEFA 1974 fortsetzen. Winfried Junge, selbst einst Lehrer, holte den Pädagogen zu Hilfe, um seinen Film »Keine Pause für Löffler« über eine aufmüpfige Schulkasse und ihren Lehrer so klug zu kommentieren, dass niemand Anstoß am Inhalt nehmen konnte. »Ihm gelang es, auf eine ironisch-offensive Weise Widersprüche als etwas Natürliches zu interpretieren«, erinnerte sich Junge rückblickend. Für einige von Jungenes »Kinder von Golzow«-Filmen schrieb Kant originelle Kommentare

und erhielt dafür einen Nationalpreis. Ein weiterer seiner Romane, »Der kleine Zauberer und die große Fünf«, wurde 1976 für einen Spielfilm adaptiert.

Uwe Kant frönt bis heute seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Schreiben. Dazu gehört auch, dass er häufig Leserbriefe an die »sozialistische Tageszeitung« sendet, die er liest. Meist werden sie nicht gedruckt. »Wahrscheinlich wären sie besser bei der jungen Welt aufgehoben«, sagte er vor wenigen Jahren. »Aber man kann sich ja nicht bei der einen Zeitung über die andere beklagen ...« Vielleicht doch?

Fünfundsiebzig wäre am Montag ein Schauspieler geworden, der in DEFA-Kinderfilmen oft in Vaterrollen (»Der Untergang der Emma«, 1974, »Jorinde und Joringel«, 1986) zu sehen war. Auch in Arbeiterrollen wurde Klaus-Peter Reinecke von »Spur der Steine« (1966) an immer wieder gern besetzt. Seit 1969 am Berliner

Ensemble galt er bald als einer der wichtigsten Darsteller, etwa als Matti im »Puntilla« oder als Zuckmayers »Hauptmann von Köpenick« sowie Brechts »Schweyk«. Vor über zehn Jahren starb er, aber wir können ihm zum Glück noch in Filmen, darunter in Wiederholungen von »Polizeiruf 110«-Folgen, wiederbegegnen.

Als das Pressebüro der »Lindenstraße« vor zwei Jahren bei Anna Teluren anrief und ihr sagte, dass die junge Welt ihr zum 100. Geburtstag gratulierte, reagierte die alte Dame leicht kokett: »Die Presse soll mich doch bloß nicht so alt machen – ich bin doch gerade erst 98!« Nun wird sie am Sonntag aber doch 100, und wir gratulieren der in Neuss lebenden Schauspielerin und Regisseurin, die als Tutti Lindner aus der Serie »Firma Hesselbach« (1963) und vor allem als Amélie aus der »Lindenstraße« (bis 1997) unvergesslich ist, besonders herzlich!

Kein Fleisch mehr

Die Südkoreanerin Han Kang hat am Montagabend in London den diesjährigen Booker-Literaturpreis entgegengenommen. Ihr »bewegender und suggestiver« Roman »The Vegetarian« überrasche »durch die Tiefe seiner Fremdartigkeit«, teilte die Jury zur Begründung mit. Das Preisgeld von 50.000 Pfund (rund 63.500 Euro) geht je zur Hälfte an die Autorin und ihre britische Übersetzerin Debbie Smith, die sich die Fremdsprache mit der Übertragung des 2007 in Südkorea erschienenen und dort bereits verfilmt Romans erst beibrachte. In »The Vegetarian« geht es um eine Frau, die beschließt, kein Fleisch mehr zu essen, was nicht nur zu familiären Konflikten führt. »Kann nur noch meinen Brüsten trauen«, beginnt eine Passage. »Ich mag meine Brüste; nichts kann von ihnen gekillt werden. Hand, Fuß, Zunge, Blick, alles Waffen, vor denen nichts sicher ist.« Die *New York Times* fühlte sich bei der Lektüre an »Hungerkünstler« Kafka erinnert. Eine deutsche Übersetzung des Romans wird im August unter dem Titel »Die Vegetarierin« im Aufbau Verlag erscheinen.

(dpa/JW)

Abbau von Angst

Das Museum für islamische Kunst in Jerusalem präsentierte erstmals Werke aus dem Iran. Ab morgen sollen 60 zeitgenössische Poster gezeigt, die hintergrundige Gesellschaftskritik üben, aber auch gewöhnliche Veranstaltungswerbung betreiben. Kurator Yossi Lemel will mit der Ausstellung Brücken zwischen Israelis und Iranern bauen, Vorurteile abbauen und Ängste nehmen. Die Poster sollen bis zum 19. November zu sehen sein.

(dpa/JW)

Alles über meine Firma

Der spanische Filmregisseur Pedro Almodóvar (»Sprich mit ihr«, »Alles über meine Mutter«) hat Anfeindungen zurückgewiesen, die ihm die Veröffentlichung der »Panama Papers« eintrugen. »Die spanischen Medien erzählen es so, als wären wir die Hauptfiguren – das ist aber unfair«, sagte Almodóvar am Dienstag beim Filmfest Cannes. Der Regisseur und sein Bruder Agustín waren laut »Panama Papers« in eine Offshore-Firma involviert. Sein Name und der seines Bruders seien die unwichtigsten in den »Papers« gewesen, meinte Almodóvar. »Wenn das ein Film wäre, wären wir nicht einmal Statisten«.

(dpa/JW)